

Zum Gelübde der Ehelosigkeit

1. Zur Begrifflichkeit

Schon das Sprechen über dieses Gelübde ist mit Schwierigkeiten verbunden. Ehelosigkeit drückt einen Zustand aus, der besagt, was *nicht* ist, betont also den Verzicht und ist von daher eher negativ besetzt. Man versucht ihn positiv zu füllen, indem man den Zusatz „um des Himmelreiches willen“ anhängt. Keuschheit kommt vom Lateinischen *castitas* und bedeutet klar, durchsichtig, lauter, rein, behutsam, achtsam. Jungfräulichkeit meint die Offenheit und Verfügbarkeit der jungen Frau für einen Mann. Im übertragenen Sinn bezeichnet sie so etwas wie eine geistige Offenheit und Verfügbarkeit des Menschen, der auf Gott hin ausgerichtet lebt. Ich habe schon daraufhingewiesen, dass heutige Umschreibungsversuche andere Stichworte bevorzugen: Rotzetter spricht vom Geliebt-sein, Armstrong von der Fruchtbarkeit. Neuere theologische Interpretationen nehmen Begriffe wie Warten, Ausschauhalten, Wachen, Ausgerichtetsein zu Hilfe, um auszudrücken, welche Wirklichkeit mit dem Gelübde der Ehelosigkeit gemeint ist.

2. Anthropologische Überlegungen

Gen 1, 27: der Mensch ist nicht für die Vereinzelung und falsch verstandene Unabhängigkeit geschaffen, sondern er verwirklicht sich in der Korrespondenz mit anderen Wesen. Hier im Buch Genesis ist es die Erschaffung der Frau, die den Mann in den jubelnden Ruf ausbrechen lässt: das endlich ist Fleisch von meinem Fleisch Der Mensch entwickelt sich als Identität in der Differenz zu einem anderen Wesen. Durch die Anders-

artigkeit der Frau erfährt sich der Mann als Mann und umgekehrt. Beide sind einander geschenkt zur Ergänzung und Erkenntnis. In dieser gegenseitigen Verwiesenheit ist der Mensch Abbild des dreifaltigen Gottes, kommt ihm Würde und Authentizität zu.

Frausein und Mannsein sind Dimensionen von Menschsein, die in jedem Menschen angelegt sind. Animus und anima wollen in jedem Menschen verwirklicht sein, freilich in unterschiedlicher Intensität. Die Art ihrer Verwirklichung hängt von vielen Faktoren ab, so zum Beispiel kulturelle Faktoren, gesellschaftliche, aber auch individuell-persönliche. Damit Leben zur Ganzheit kommt, muss der Mann seine weibliche Seite kennen und annehmen lernen, ebenso muss die Frau ihre männliche Seite in einer Form zur Entfaltung bringen. Wo die Rollenfixierungen zu einseitig sind, da besteht die Gefahr, dass der Mensch sein Ganzsein, zu dem er gerufen ist, verfehlt.

3. Biblische Belege

Im AT, in den Schöpfungsberichten, wird ausdrücklich betont, dass Gott die Unterschiedlichkeit von Mann und Frau gewollt hat, und dass gerade darin der Abbildcharakter besteht. Häufig verwendet das erste Testament die Sprache der Liebe, um zu sagen, wie innig und absolut die Liebesbeziehung zwischen Gott und dem Menschen ist. Gott ist der schlechthin beziehungssehnsüchtige Liebhaber, der das Leben für seine Geschöpfe will und sich der Bilder der menschlichen Liebeshingabe bedient.

Vgl. das gesamte Hohelied der Liebe,
Jes 54,5 Denn dein Schöpfer ist dein Gemahl,
Herr der Heere ist sein Name

Jer 31,3 Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum habe ich dir so lange die Treue bewahrt

Ex 16,8 Ich leistete dir den Eid und ging mit dir einen Bund ein, und du wurdest mein.

Gleichzeitig machen die Aussagen der Schrift deutlich, dass zwischenmenschliche Liebe durch die Sünde in ihrer Zeichenhaftigkeit auch immer entstellt werden kann.

Während das AT die Beziehung Jahwes zu seinem Volk vorwiegend durch Bilder der Ehe verdeutlicht, ist das NT zurückhaltender. Jesus stellt sich wiederholt gegen eine Verabsolutierung der menschlichen Liebe (z.B. Mk 12, 18-27, die Frage nach der Auferstehung der Toten). Bei Mt 19, 10-12 findet sich der Rat Jesu für einige, dass es besser sei, nicht zu heiraten. Ebenso verweist Paulus darauf, dass es den Menschen freier für die Belange Gottes macht, wenn er nicht gebunden sei und sich mit den Sorgen dieser Welt belaste. (1 Kor 7; Paulus gesteht zwar ein, dass er bezüglich der Ehe keine Weisung vom Herrn hat, dass es aber alles in allem geraten sei, sich ganz und ungeteilt dem Dienst am Herrn zu widmen.)

4. Verschiedene Begründungen des Gelübdes der Ehelosigkeit

(orientiert an einer nicht veröffentlichten Zusammenstellung von Dr. Klemens Schaupp)

- ◇ Die *moralisch-asketische* Deutung: durch die Erbsünde ist der Mensch in seinem Streben nach Heiligkeit gefährdet. Der Verzicht auf die Erfüllung des Grundbedürfnisses nach der Ehe gewährleistet, dass der Mensch sein Heil leichter und sicherer findet.
- ◇ Die *klassische* Deutung: orientiert sich an der Zwei-Stände-Lehre des hl. Thomas; es gibt Christen, die nur nach den Geboten leben, und andere, die die Räte des Herrn befolgen.

- ◇ Die *funktionale* Deutung: Ehelosigkeit wird vor allem unter dem Aspekt der größeren Verfügbarkeit verstanden.
- ◇ Die *anthropologische* Deutung: die Gelübde werden als Ausdruck einer Kultivierung menschlicher Basiswünsche gedeutet; der Wunsch nach Partnerschaft wird durch das Gelübde der Ehelosigkeit ausgeweitet und kann sich auf viele Menschen richten.
- ◇ Die *personale* Deutung: Im Zentrum steht die einmalige Christusbeziehung eines Menschen; diese ist so intim und ausschließlich, dass sie eine andere intime zwischenmenschliche Beziehung nicht mehr zulässt.
- ◇ Die *eschatologische* Deutung: Die Gelübde zeugen davon, dass die eigentliche Erfüllung menschlicher Sehnsucht immer noch aussteht.
- ◇ Die *ekkesiologische* Deutung: Die Kirche gilt als mystische Braut ihres Bräutigams Christus; der ehelos lebende Mensch ist davon ein Abbild.
- ◇ Die *politische* Deutung: die Gelübde werden gesehen unter dem Aspekt der Solidarität mit den Armen der Gesellschaft.

5. Ehelosigkeit und Emotionalität des Menschen

Es ist eine Grundüberzeugung, die im Leben und in der Botschaft Jesu durchscheint, dass ein erfülltes Leben auch ohne sexuelle Beziehung möglich ist. Allerdings bleibt auch der ehelos Lebende ein geschlechtliches Wesen und hat als Geschöpf Gottes die Verantwortung, seine Geschlechtlichkeit und Liebeskraft, seine Fruchtbarkeit zu entfalten. Die tiefste Fruchtbarkeit erhält der Mensch von Gott. In der Sexualität steckt immer auch ein Transzendenzpotential, das heißt, die bewusste Wahrnehmung meiner Geschlechtlichkeit und Liebeskraft zeigt mir, dass beides mehr ist als bloß körperliches Verlangen, das, nachdem es befriedigt ist, wieder ver-

schwindet. In beidem steckt die Tendenz zur Hingabe und absoluten Übereignung an ein anderes Wesen, dem ich mich überlasse. Die Einheit von zwei Personen ist mehr als die Summe von diesen, es entsteht der Raum eines Dritten, der in jeder echten Liebe gegenwärtig ist. Dieses Dritte können wir Transzendenz oder Gott nennen. Jungfräulichkeit muss ein Weg der Liebe sein und darf nicht ein Weg falsch verstandener Unnahbarkeit, Autonomie oder sogar Verhärtung werden. Jungfräulichkeit, damit sie gesund gelebt werden kann, braucht eine besondere Weise der Berührbarkeit und Nahbarkeit. „Gegen die reine Geistigkeit setzt die Jungfräulichkeit auf eine erotische Liebe und gegen die Versexualisierung aller menschlichen Beziehung auf die Kultur des Eros.“ (Anselm Grün) Die frühere Unterscheidung in der Moraltheologie der Liebe in *sexus*, *eros* und *agape* hat sich als wenig hilfreich erwiesen und dazu geführt, dass *sexus* und *eros* als niedere Weisen der Liebe angesehen wurden, die erst in der krönenden *agape* ihre wahre Bestimmung finden. *Agape* wurde mit der reinen Liebe, der Nächstenliebe, der göttlichen Liebe gleichgesetzt (in Richtung platonische Liebe, also nur die Idee von so etwas wie Liebe). Dies hat dem Gelübde den Verdacht der Körperfeindlichkeit und bloßen Vergeistigung eingetragen.

Ehelosigkeit sollte die Beziehungsfähigkeit des Menschen nicht verhindern, sondern gerade in einer umfassenden Weise entfalten. Manchmal ist es erschütternd festzustellen, wie unfähig manche Ordensmitglieder zu echter zwischenmenschlicher Vertrautheit und Intimität geworden sind im Lauf ihres Ordenslebens.

Intimität bedeutet das gesunde Fingerspitzengefühl zwischen Nähe und Distanz zu entwickeln. Eine Gemeinschaft, in der gar keine nahen, innigen Beziehungen lebendig sind (wenigstens zu zwei/drei Mitschwestern) wird auf Dauer keine lebendige und frohe Gemeinschaft bleiben. „Der Dünger einer Gemeinschaft“, so sagt Wunnibald Müller „ist

die gelebte Menschlichkeit.“ Und er erzählt von einer Begegnung mit einem Ordensmann, der seine Beziehungen so umschrieb: „Meine Beziehungen im Kloster haben mich nicht genährt. Die anderen waren freundlich zu mir, da kann ich nicht klagen. Aber das war es auch.“¹ Es gibt die verschiedensten Wege, sich dann auf andere Weise das zu holen, was man braucht: Flucht in die Arbeit, Flucht hinter die Bücher, Flucht in die Beziehungen außerhalb, Sucht nach Karriere und Erfolg, Flucht in die Resignation.

Einige Impulsfragen:

Erlebe ich in meinen gemeinschaftlichen Beziehungen so etwas wie Intimität, Vertrautheit, Verstehen, Liebe?

Was tue ich selbst dafür, um meine Fähigkeit zur Intimität zu entwickeln?

Kann ich Nähe zulassen? Oder fühle ich mich sicherer in meinen Aufgaben und Leistungen?

Wie weit fühle ich mich zu Hause in meiner Gemeinschaft?

Verstärken die Beziehungen die Sehnsucht nach Gebet und Gottesbeziehung?

Erlebe ich Tendenzen der Vereinnahmung, von mir zu anderen und umgekehrt?

Sind Freundschaften in den eigenen Reihen eher exklusiv oder inklusiv, d.h. offen für andere?

6. Eine Kultur des Alleinseins einüben

Für Madeleine Delbrêl, die frz. Sozialarbeiterin und Mitbegründerin der Säkularinstitute in Frankreich, bedeutet Ehelosigkeit eine richtige „Amputation“, bedeutet erlittene Verwundung und Einsamkeit. „Zeitlebens trägt ein gesunder ehelos lebender Mensch seine <andere Hälfte> mit sich herum, der ihn ergänzende Partner folgt ihm wie ein Schatten; für manche bleibt er anonym, für andere hat er ein ganz bestimmtes Gesicht oder auch mehrere“, schreibt Madeleine in ihren „Notizen über die Einsamkeit“.²

Wahrhaftig durchlebte und durchlittene Ehelosigkeit ist auch Erfahrung von Einsamkeit und braucht eine Kultur des guten allein sein Könnens, braucht eine Fähigkeit, die schon in frühester Kindheit grundgelegt wird oder eben nicht. Der Psychologe D. Winnicott geht bei seinen Untersuchungen von der Annahme aus, dass eines der wichtigsten Zeichen der Reife in der emotionalen Entwicklung eines Menschen seine Fähigkeit zum Alleinsein ist. Er macht diese Behauptung fest an einer der Grunderfahrungen in den ersten Lebensjahren, einer Erfahrung, die diese Fähigkeit zum Alleinsein besonders fördert. „Diese Erfahrung besteht darin, als Säugling und kleines Kind in Gegenwart der Mutter allein zu sein.“ Das kleine Kind ist allein, die Präsenz der Mutter wird nur unbewusst wahrgenommen. Man kann dies manchmal bei spielenden Kindern beobachten, die ganz und gar versunken sind in ihre eigene Welt, plötzlich aufspringen können, um Kontakt zur Mutter aufzunehmen, die vielleicht im Nebenzimmer etwas tut. Die Vergewisserung der Präsenz der Mutter, die gar nicht am Spiel beteiligt ist, verstärkt die Erfahrung, allein und doch nicht allein zu sein. „Die Grundlage der Fähigkeit, allein zu sein, ist also ein Paradoxon; es ist die Erfahrung, allein zu sein, während jemand anders anwesend ist.“³ Diese Erfahrung, in frühen Kindertagen positiv oder negativ erlebt, prägt meine Fähigkeit bzw. Unfähigkeit zu echtem Alleinsein. („Reife und Fähigkeit, allein zu sein, setzen voraus, dass das Individuum die Möglichkeit gehabt hat, durch ausreichend gute Bemutterung einen Glauben an eine wohlwollende Umwelt aufzubauen.“ Winnicott S. 40)

Eine Kultur des Alleinseins einüben könnte bedeuten:

- ◇ Zeiten des Schweigens pflegen
- ◇ Immer wieder in Kontakt mit meinen Wünschen und Bedürfnisse sein
- ◇ Meine Gefühle kennen und reflektieren
- ◇ Wöchentliche Zeiten, in denen ich Zeit für mich habe

- ◇ Etwas Kreatives gestalten aus Freude an der Sache und am Tun
- ◇ Tagebuch schreiben
- ◇ Revision de vie

7. Das Entstehen eines geistlichen Raumes in einer Gemeinschaft

Jede geistliche Gemeinschaft lebt unter dem Anspruch mehr zu sein als nur eine Arbeits- oder Wohngemeinschaft. Die Zukunft der Orden wird sich auch daran entscheiden, ob es gelingt eine Gemeinschaftskultur zu pflegen, die wesentlich Gespräch und geistliches Leben im Blick behält. Beides bezeichnet einen Prozess und keinen Zustand, der ein für allemal gewonnen ist. Bei diesem Prozess können einige Kriterien⁴ hilfreich sein, die eine gewisse „Bestandsaufnahme“ innerhalb der eigenen Gemeinschaft ermöglichen.

- ◇ wachsende Wertschätzung für den Beitrag jedes/jeder Einzelnen
- ◇ egozentrische Verhaltensweisen nehmen ab
- ◇ Sprechen und Auftreten aus der eigenen Mitte heraus
- ◇ Wachsendes Bewusstsein, dass die geistliche Erfahrung Gnade und Geschenk ist
- ◇ Personenkult und falsche Bewunderung nehmen ab
- ◇ Zunehmende Unabhängigkeit von der Leitung – verbunden mit einer wachsenden Offenheit, sich der Leitung anzuvertrauen
- ◇ Wachsendes Bewusstsein, die Wahrheit nicht zu besitzen, sondern sie nur zu empfangen und sich von ihr leiten zu lassen
- ◇ Verwunderung und Staunen über das, was mit anderen oder mit mir selbst geschieht
- ◇ Übergang von der „Diskutierlust“ zum Wunsch, Strittiges offen lassen zu können, Verschiedenheiten versöhnt stehen lassen zu können
- ◇ Direktes Ansprechen spiritueller Themen bei sich und bei anderen

- ◇ Abnehmen des Helfersyndroms
- ◇ Es wird immer weniger psychologisiert und Ratschläge erteilt
- ◇ Bereitschaft, existentieller Angst mit offenen Augen zu begegnen
- ◇ Entstehen von Ahnungen in Bezug auf den Sinn des Lebens
- ◇ Es wird kaum mehr zu einfach über das Geistliche gesprochen
- ◇ Erahnen/Erspüren des Geheimnisses
- ◇ Beschäftigung mit dem Gedanken, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt
- ◇ Austausch von Erfahrungen, die über das rein Sicht- und Tastbare hinausgehen
- ◇ Konflikte werden so bearbeitet, dass die Würde des einzelnen gewahrt bleibt
- ◇ Ein Klima, in dem immer mehr miteinander gelebt, gearbeitet, gehandelt, gesprochen, gesucht, gerungen gefeiert wird.

¹ Wunnibald Müller, Nähe und Distanz, in: Ordens-Nachrichten 40.Jhg. 2001/Heft 6, 39-52, hier 39

² vgl. Annette Schleinzer, Unsere einzige Aufgabe ist die Liebe, Das Lebenszeugnis der Madeleine Dèlbrel, Ostfildern 1994, 171

³ D. W. Winnicott, Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, in: Geist und Psyche, 1965, 38

⁴ orientiert am unveröffentlichten Impulsblatt von Werner Brunner-Birri, 200